

Sonderdruck aus

Schriftlichkeit

Herausgeber dieses Heftes:

Wolfgang Klein

Vandenhoeck & Ruprecht • Göttingen

Wolfgang Klein

Einleitung

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand.
Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Wenn Gott dem Belsazar eine Botschaft zukommen lassen will, warum schickt er dann eine Hand, die Buchstaben schreibt, die der König und all seine Weisen nicht deuten können? Zur Zeit des Belsazar war die Schrift schon lange erfunden, aber wenig gebräuchlich, und wir ahnen in der Geschichte etwas von dem Besonderen, Geheimnisvollen, Mächtigen, das ihr anhaftet. Etwas aufschreiben, heißt nicht einfach, etwas Gesprochenes in eine andere Erscheinungsform überführen. Es gibt der Mitteilung und dem Mitgeteilten einen andern Status. Sprechen und Hören sind dem Menschen selbstverständlich; sie kommen so selbstverständlich wie die Fähigkeit, aufrecht zu gehen. Die Schrift hat sich der Mensch ausgedacht. Etwas Geschriebenes hervorzubringen, ist eine Kunst, die er lernen muß und die nicht jeder beherrscht. Eine Kunst ist auch die Deutung des Geschriebenen: sie ist uns nicht von Natur aus gegeben, und in der Geschichte von Belsazar beherrscht sie nur der Prophet. Die Schrift macht das Ausgedrückte unabhängig von dem, der es ausgedrückt haben wollte: es ist nun einfach da, wenn auch nicht jedem zugänglich; es hat eine objektive Existenz gewonnen. Das Aufgeschriebene ist nicht flüchtig wie „Schall und Rauch“; es bleibt erhalten und hat eine andere Kraft und Verbindlichkeit als das gesprochene Wort.

Die Sprachwissenschaftler haben ein merkwürdiges Verhältnis zur Schrift und zur geschriebenen Sprache. Sie sehen sie zumeist als etwas Abgeleitetes an. Der eigentliche Gegenstand der Sprachwissenschaft ist die gesprochene Sprache - das Verhältnis von Laut zu Bedeutung und die Eigenschaften der mündlichen Kommunikation. Die Schrift ist lediglich ein Substitut für die Laute, dessen Erforschung nicht uninteressant, aber doch von nachgeordneter Bedeutung ist. Dazu steht in bemerkenswertem Gegensatz, daß die konkrete Erforschung der Sprache, abgesehen von der Phonetik, weitgehend von Vorstellungen bestimmt ist, die sich aus der geschriebenen Sprache herleiten. Fast alle uns bekannten Grammatiken sind Grammatiken der geschriebenen Sprache; sie orientieren sich am Sprachgebrauch „der besten Schriftsteller“ oder auch neuerdings weniger guter. Selbst wo sich die Sprachwissenschaft der Erforschung gesprochener Sprache zuwendet, arbeitet sie - meist ganz selbstverständlich und unbewußt - mit Begriffen und Kategorien, die der Betrachtung geschriebener Sprache entstammen. Dies hat viele Gründe, von denen der wichtigste sicher ist, daß man die gesprochene Sprache viel schlechter betrachten kann. Die geschriebene Sprache

folgt ontogenetisch und phylogenetisch der geschriebenen nach, aber sie geht ihr als Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung voraus.

Man kann die Schrift und die geschriebene Sprache unter zwei ganz verschiedenen Aspekten betrachten - zum einen nach ihren strukturellen und funktionalen Eigenschaften, zum andern nach ihrer Bedeutung für eine Gesellschaft und für den Einzelnen. Die erste Perspektive wird meist von Linguisten und Psycholinguisten eingenommen, die zweite von Soziologen, Ethnologen und Pädagogen. Die Beiträge dieses Hefts durchbrechen diese Arbeitsteilung: es sind Beiträge von Linguisten, die sich aber weniger mit strukturellen Aspekten der geschriebenen Sprache befassen als mit der Schriftlichkeit - mit der Bedeutung, die Schrift, Verschriftlichung und geschriebene Sprache für die Gesellschaft haben. Dabei spielen allerdings strukturelle Eigenschaften der Sprache eine größere Rolle als in ähnlichen Untersuchungen von Soziologen und Ethnologen. Drei der Beiträge sind historisch; sie umspannen ein Jahrtausend deutscher Sprachgeschichte - vom Beginn der deutschen Schriftsprache bei Otfried (Günther) über das ausgehende Mittelalter (Maas) bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Knoop). Umrahmt werden sie von zwei systematischen Beiträgen (Klein und Coulmas).

Das vorliegende Heft ist eine Art Gegenstück zum vorausgehenden „Lesen - historisch“. Aber ebensowenig wie Schreiben und Lesen symmetrisch sind, ist es die Forschung auf diesen beiden Gebieten. Dies und einige Zufälligkeiten sind die Gründe dafür, daß sich die beiden Hefte nur teilweise entsprechen. Zwei Beiträge (Günther und Knoop) sind auf einer Tagung der Reimers-Stiftung (Bad Homburg) vorgetragen worden. Ich möchte mich bei Brigitte Schlieben-Lange und bei Florian Coulmas für ihre Unterstützung bedanken.

Der Schreibtisch, an dem ich dies schreibe, ist alt, und als ich ihn gekauft habe, fand ich ein paar Briefe darin, die sich unter einer Lade verklemmt hatten, Liebesbriefe von einer Frau an einen Mann, der nicht der ihre war, in einer Schrift, die zeigt, daß sie sicher nicht viel geschrieben hat. Ich habe sie verbrannt, nachdem ich zwei davon gelesen hatte. Nichts ist schlimmer als die Schrift, die uns die banalen aber lebendigen Gefühle tot bewahrt.

Wolfgang Klein

Gesprochene Sprache - geschriebene Sprache

Ja, das Schreiben oder Lesen
ist nie mein Sach gewesen.

Aus „Der Zigeunerbaron“

1. Einleitung

Die gesprochene Sprache kommt vor der geschriebenen. Dies gilt für die Entstehung der geschriebenen Sprache überhaupt wie für ihre Aneignung durch den Einzelnen. Wir wissen nicht genau, wann unser Urahn zum ersten Mal das Wort ergriff und, nach der Aristotelischen Bestimmung, zum *zoon logon echon*, zum wirklichen Menschen also geworden ist, noch wissen wir, wie seine Sprache gelautet hat (vgl. dazu Lieberman 1975). Aber sie hat jedenfalls über Jahrhunderte nur gelautet, und die ältesten überkommenen Versuche, unsere Gedanken in geregelter Weise sichtbar statt bloß hörbar zu machen, sind vier- bis fünftausend Jahre alt (Gelb 1963) - eine verschwindend geringe Zeit, gemessen am Alter der menschlichen Sprache überhaupt. Noch zur Zeit Goethes war die Zahl der Sprachen, die geschrieben wurden, überaus gering - zwei, drei Prozent vielleicht unter allen - und selbst heute sind sie in der Minderzahl. Fast jeder lernt in den ersten Lebensjahren sprechen. Schreiben lernt man, wenn überhaupt - selbst in der Bundesrepublik wird die Zahl der Analphabeten auf mehrere Millionen geschätzt - gewöhnlich nicht vor dem sechsten Lebensjahr, das heißt, auf der Grundlage einer bereits vorhandenen Sprache und einer zwar nicht abgeschlossenen, aber doch schon weithin ausgebildeten und festliegenden geistigen Entwicklung.

Daß die geschriebene Sprache der gesprochenen zeitlich nachgeordnet ist,¹ besagt natürlich nicht, daß sie weniger wichtig oder weniger erforschenswert sei. Es ist sicher so, daß der gesprochenen Sprache im Leben der Menschen zu allen Zeiten eine größere Bedeutung zukam als der geschriebenen; so ist es noch heute. Für die vielen schriftlosen Kulturen ist dies trivialerweise richtig. Aber auch

1 Von dieser Priorität gibt es sowohl ontogenetisch wie phylogenetisch einige Ausnahmen. Ein klares Beispiel für ersteres ist der Spracherwerb von Taubstummen (vgl. Steinberg und Harper 1983); wir werden darauf noch zurückkommen. Ein Beispiel für letzteres sind Programmiersprachen oder die formalen Sprachen der Logik und der Mathematik, die ausschließlich geschrieben werden; aber dies sind eben keine natürlichen Sprachen, auch wenn sie mit letzteren manches gemein haben (ungefähr so viel wie Betonpfeiler mit Tannen).

Kulturen, die über eine Schrift verfügen, geben ja deshalb die Mündlichkeit nicht auf; auch dort beruht das soziale Leben zunächst einmal auf dem mündlichen Austausch. Die Schrift tritt hinzu und eröffnet bestimmte *zusätzliche* Möglichkeiten für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. Es ist im Grunde irreführend, zwischen „mündlichen“ und „schriftlichen“ Kulturen („oral“ und „written culture“) zu unterscheiden, statt zwischen mündlichen Kulturen mit und solchen ohne Schrift.

Die zusätzlichen Möglichkeiten liegen im wesentlichen in dreierlei:

1. Die Schrift erlaubt eine gewisse Loslösung vom *hic et nunc* der Rede und damit andere Formen der Kommunikation. Dies wirkt sich nicht nur auf die tatsächliche Verständigungsweise im konkreten Fall aus, sondern unter Umständen auch auf die Entwicklung des einzelsprachlichen Systems.
2. Die Schrift erlaubt es, das kulturelle und soziale Wissen einer Gemeinschaft, ihre Anschauungen, Rechtsnormen, Mythen usw. - ich sage dafür im folgenden kurz: „Wissen“ - zu externalisieren, d. h. aus den Köpfen herauszunehmen und anderweitig zu „speichern“. Das menschliche Gedächtnis ist nicht mehr die einzige Möglichkeit, das Wissen einer Gemeinschaft aufzubewahren. Das hat weitreichende und vielfältige Konsequenzen. Es erlaubt, das Wissen gewaltig auszudehnen, es zu objektivieren - Wissen, das im Kopf gespeichert ist, ist immer Wissen des Einzelnen - und mehr Menschen zugänglich zu machen, sofern man ihnen die Möglichkeit gibt, lesen zu lernen.
3. Schließlich erlaubt die Schrift auch, kognitive Prozesse aus dem Kopf „auszulagern“ - beispielsweise logische Folgerungen, mathematische Schlüsse, Planungen usw. Dadurch werden diese Prozesse nicht grundsätzlich anders. Aber sie können erheblich komplexer werden, bis hin zu den reichen Systemen der modernen Mathematik; sie werden - nicht anders als das Wissen - objektiviert und damit zum Gegenstand der Überprüfung und der Reflexion, statt bloß unbewußt angewandtes Verfahren zu sein.²

Man kann die beiden letzten Punkte unter dem Stichwort „Externalisierung“ zusammenfassen: Die Schrift liefert uns einen „Außenspeicher“ für Inhalte und für kognitive Prozesse; sie erlaubt es nicht nur, das, was uns momentan im Kopf steht, nach außen zu tragen - dies tut jede sprachliche Äußerung - sondern, es außen aufzubewahren. Eben darin, mehr noch als in den zusätzlichen Kommunikationsmöglichkeiten, liegt die Bedeutung der Schriftlichkeit.

In der Forschung zu Schrift, Schriftsprache und Schriftlichkeit gibt es, etwas vereinfacht gesagt, zwei ganz verschiedene Richtungen. Die erste, linguistische

2 Selbstverständlich ist es nicht prinzipiell unmöglich, daß in einer schriftlosen Kultur Schlüsse wie „Wenn p, dann q; nun p, also q“ zum Gegenstand der Betrachtung werden. Es ist aber nicht so. Im übrigen will ich auch keineswegs behaupten, daß das bloße Vorhandensein einer Schrift unmittelbar auf dieses Stadium der abstrakten Reflexion führt. Die Schrift verbessert aber die Voraussetzungen dafür in entscheidender Weise.

oder philologische, interessiert sich für spezielle Eigenschaften der geschriebenen Sprache gegenüber der gesprochenen. Dazu zählt zunächst die Untersuchung von Schriftsystemen, ihre Entzifferung, ihr Verhältnis zu Lautsystemen usw., darüber hinaus die Beschäftigung mit der besonderen Syntax, den besonderen Formen der Kontextabhängigkeit und dergleichen, schließlich die unterschiedliche Form der Verarbeitung in Produktion und Verstehen.

Die zweite Richtung ist eher soziologisch; sie befaßt sich nicht so sehr mit den strukturellen und funktionalen Besonderheiten der geschriebenen Sprache als mit den Konsequenzen der Schriftlichkeit für eine bestimmte Gesellschaft und ihre Mitglieder.

Offenkundig stehen die beiden Problemkreise in einem engen Zusammenhang. Sie werden aber sehr selten aufeinander bezogen (vgl. jedoch Ehlich 1983). Ebendies will ich im folgenden tun. Ausgangspunkt sind dabei Probleme der ersten Art, also grob gesagt die Frage, was denn die geschriebene Sprache von der gesprochenen unterscheidet; dabei kommt es mir aber weniger auf eine vollständige Charakterisierung der verschiedenen strukturellen und funktionalen Unterschiede an, wie sie in der bisherigen Forschung - die ohnehin ein sehr unvollständiges und heterogenes Bild gibt - angeführt werden, sondern darauf, die wesentlichen Unterschiede aus einigen wenigen Prinzipien herzuleiten oder, etwas bescheidener gesagt, sie naheliegend erscheinen zu lassen. Anschließend wird dann gezeigt, was sich aus den spezifischen Eigenschaften der geschriebenen Sprache im Vergleich zur gesprochenen für die Gemeinschaft wie für den Einzelnen ergibt.

Das ist ein weites Feld, und weder weiß ich genug noch ist hier der Raum, um alle sich dabei ergebenden Probleme mit der gebührenden Sorgfalt und Genauigkeit abzuhandeln. Wichtiger scheint mir, einige große Linien zu zeichnen und verschiedene Ergebnisse der Forschung in einen gewissen Zusammenhang zu bringen.

2. Geschriebene Sprache

Mit Besonderheiten der geschriebenen Sprache kann man einmal die speziellen Eigenschaften einzelner sprachlicher Handlungen (oder ihrer Produkte) meinen, also etwa, wie sich ein Zeitungsartikel über das Waldsterben von einem Gespräch darüber unterscheidet, ein Kondolenzbrief von einem Kondolenzbesuch, eine schriftliche Erzählung von einer mündlichen usw. Man kann aber auch der Auffassung sein, daß beispielsweise das geschriebene Deutsch ein anderes oder zumindest teilweise anderes sprachliches System darstellt als das gesprochene; fürs Deutsche ist dies vielleicht nicht allzu einleuchtend; aber in anderen Sprachen wie z. B. Französisch, Arabisch oder Neugriechisch besteht eine so eminent Kluff, daß es nicht unplausibel erscheint, von zwei eigenen Systemen zu reden.

Ich will im folgenden zunächst der ersten Frage nachgehen und die zweite im Anschluß daran kurz erörtern.

Zuvor aber noch einige Bemerkungen über den Forschungsstand. Es gibt sicherlich wesentlich mehr Untersuchungen über Phonetik als über Schriftsysteme. Aber dies ist auch der einzige Bereich, in dem die gesprochene Sprache besser erforscht ist als die geschriebene, und auch hier ist der Stand für die geschriebene nicht schlecht. Für alle andern Bereiche - vielleicht auch für die Phonetik selbst - gibt es in der Sprachwissenschaft etwas, was Linell (1982) die „written language bias“ genannt hat. Damit ist nicht gemeint, die Sprachwissenschaftler hätten sich vorwiegend mit der geschriebenen Sprache befaßt - obwohl das wahrscheinlich auch zutrifft. Vielmehr ist die Art und Weise, wie sie sprachliche Erscheinungen untersuchen, stark von Vorstellungen geprägt, die sich aus der Betrachtung geschriebener Texte herleiten. Um es an ein paar Beispielen zu erläutern:

1. Die geschriebene Sprache legt gewisse diskrete Einheiten für die Analyse nahe. In der Schrift, zumindest in Alphabetschriften,³ sind Buchstabe, Wort und Satz in der Regel klar abgesetzt. Die gesprochene Sprache ist hingegen eine kontinuierliche Modulation von Schallwellen, die gelegentlich von Pausen unterbrochen werden; aber die Pausen markieren nicht regelhaft kategoriale Einheiten wie die drei eben genannten Buchstabe, Wort und Satz. Freilich sind selbst manche Linguisten in der Vorstellung befangen, Wörter seien durch Pausen voneinander abgesetzt. Dies ist nur ein extremes Beispiel für den Hang, die Besonderheiten der geschriebenen Sprache als Richtschnur für die Beschreibung der Sprache überhaupt zu benutzen. In andern Fällen ist es lediglich weniger offensichtlich.⁴

3 In nicht-alphabetischen Schriften ist die Situation in der Tat etwas anders. So schreibt der bedeutende Chinesische Grammatiker Yuen Ren Chao: „To one, who is used to an alphabetic system it is the simplest thing to talk about the sound ‚e‘, the sound ‚l‘ (el), the sound ‚b‘ or even the sound ‚w‘ (dublju). But to one used to a logographic system like the Chinese or a syllabic system of writing like the Japanese, the nature of sound segments in the form of consonants or vowels is not at all obvious and even seems highly abstract.“ (Zitiert nach Ludwig 1983, S. 41). Man kann hinzufügen, daß ganz Ähnliches für den Begriff des Wortes als diskreter Einheit gilt. Ein Schriftsystem wie das Chinesische macht viel weniger Vorgaben, was ein „Wort“ in der gesprochenen Sprache ist. Es ist daher vielleicht kein Zufall, daß sich in China keine der indischen oder griechischen vergleichbare Tradition der Grammatikschreibung entwickelt hat. (Vgl. die lange und verwickelte Diskussion darüber, was ein „Wort“ im Chinesischen ist, in Chao, 1968, S. 170-193). - Ganz am Rande sei noch vermerkt, daß Chao's Bemerkung plastisch vor Augen führt, welche ungeheuerliche Abstraktionsleistung die Erfindung des Alphabets war.

4 Es erscheint uns heute auf liebenswürdige Weise kurios, wenn Jacob Grimm seine berühmten Ausführungen über die beiden Lautverschiebungen mit „von den buchstaben“ überschreibt, und wir sind geneigt, ihm hier eine leichte Verwirrung der Begriffe zuzuschreiben. In Wirklichkeit sind wir verwirrt oder zumindest weniger konsequent. Was wir haben, wenn wir übers Gotische oder Althochdeutsche reden, sind geschriebene

2. Unsere Vorstellung von der Grammatik einer Einzelsprache und davon, welche „Sätze“ grammatisch sind, sind stark von der geschriebenen Sprache geprägt. Aus Gründen, auf die wir in Abschnitt 2 noch ausführlich eingehen, ist der Aufbau von Äußerungen in gesprochener Sprache oft sehr verschieden von dem in geschriebener. In der Grammatikschreibung neigen die Sprachwissenschaftler sehr dazu, die Besonderheiten ersterer als „Abweichungen“ statt als eigenständige Strukturprinzipien anzusehen. Am extremsten ist dies in jenen linguistischen Richtungen, die die linguistischen „Intuitionen“ des Sprechers als wichtigste Datenquelle ansehen, wie in der Chomsky-Schule. Die metalinguistischen Bekundungen sind aber vielfach nur ein Produkt des Schreibunterrichts und der mit ihm einhergehenden expliziten Normierungen.⁵
3. Die gesprochene Sprache ist tendenziell dialogisch und situationsgebunden, die geschriebene monologisch und weniger situationsgebunden. In der üblichen Betrachtungsweise des Linguisten sind Situationsgebundenheit - also der Umstand, daß das Geäußerte selbst nur ein Teil des gesamten Informationsflusses in einer Sprechsituation ist - und Intervention des Hörers meist nur Störgrößen, die irgendwie berücksichtigt werden müssen, aber tunlichst wegabstrahiert werden: der Beschreibungsapparat ist nicht darauf angelegt; er läßt lediglich - bestenfalls - die Möglichkeit offen, diese Faktoren einzubeziehen.

Den meisten Sprachwissenschaftlern ist überhaupt nicht bewußt, wie sehr ihr Bild von der Sprache durch ihren Niederschlag in schriftlichen Texten geprägt ist; viele bezeichnen sogar die Schriftsprache ausdrücklich als abgeleitete Erscheinung von untergeordnetem Interesse (Saussure 1916, S. 45, Bloomfield 1933, S. 21, um zwei besonders prominente unter vielen anzuführen; vgl. auch Lyons 1972). Daß dennoch die Beschäftigung mit der Sprache traditionell von dieser „bias“ geprägt ist, hat zumindest vier Gründe:

- Texte, die sich in Buchstaben, Wörter, Sätze zerlegen lassen. Worüber wir etwas sagen möchten, sind natürlich nicht diese Texte, sondern die Sprache, die darin ihren Niederschlag findet - und für Jacob Grimm war dies sicher die gesprochene Sprache. Dazu kann man, bei entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen, die Kategorien Buchstabe, Wort, Satz verwenden, oder ihre allfälligen Gegenstücke - also Laut und - ja was? Grimm bleibt konsequent bei ersterem. Wir unterscheiden zwar zwischen „Buchstabe“ und „Laut“, behalten aber ganz selbstverständlich „Satz“ bei - obwohl die Zuordnung zwischen „Satz“ (in der geschriebenen Sprache) und der betreffenden Äußerungseinheit in der gesprochenen sicher nicht weniger verwickelt und problematisch ist als jene zwischen „Buchstabe“ und „Laut“. Aber so reflektiert sind wir jetzt auch wieder nicht.
- 5 Einige besonders plastische Beispiele dafür finden sich in Pawley und Syder (1983). Sie führen reihenweise Beispiele für Konstruktionen an, die fürs Englische nach übereinstimmender Ansicht der Grammatiker einfach nicht möglich sind.

- die geschriebene Sprache ist die Sprache der Gesetze, der religiösen Zeremonien, der kaiserlichen Botschaften, die gesprochene die der alltäglichen Verrichtungen; daher gilt erstere als edler und eher der Beschäftigung für wert;
- es besteht ein stärkeres praktisches Bedürfnis, sich mit der geschriebenen Sprache zu beschäftigen, insbesondere sie zu normieren;
- eben solche Normierungen machen die geschriebene Sprache oft einheitlicher und daher leichter zu untersuchen; so ähnlich wie die Form der Bäume und Sträucher im französischen Garten viel klarer und leichter zu beschreiben ist als im Wildwuchs der Natur; dieses Vorgehen hat etwas Absurdes; aber in der Tat halten viele theoretische Linguisten die gesprochene Sprache für ein von Abweichungen wimmelndes Chaos, in das schwer eine Ordnung zu bringen ist;
- vor allem aber ist die gesprochene Sprache flüchtig, die geschriebene stabil; es ist fast unmöglich, gesprochene Sprache zu untersuchen, wenn man sie nicht verschriftlicht (oder anders dauerhaft macht).

Vor allem der letztere Grund ist interessant, denn eben dieser Umstand ist es, der zu den wichtigsten Besonderheiten der geschriebenen Sprache führt und der der Schriftlichkeit ihre besondere Bedeutung für die Gesellschaft verleiht.

2.1 Mündliche Kommunikation - schriftliche Kommunikation

Wie zu Beginn des letzten Abschnitts erwähnt, kann man unter den Besonderheiten der geschriebenen Sprache gegenüber der gesprochenen einmal Eigenschaften des Schreibens und Sprechens im konkreten Fall, in einer bestimmten Kommunikationssituation, oder aber solche des zugrundeliegenden Systems meinen. In diesem Abschnitt geht es um ersteres, also um das Schreiben - bzw. Lesen - und um das Sprechen - bzw. das Hören. (Vgl. zur Terminologie die Diskussion in Ludwig 1983).

Keins von beiden ist einheitlich, weil die situativen Bedingungen und das Ziel der Kommunikation höchst unterschiedlich sein können. Es braucht nicht die Wissenschaft um zu sehen oder zu hören, daß es zwischen einem (laut gesprochenen) Gebet, einem Vortrag, einem Interview, einem Streit unter Betrunknen und einem Liebesgeflüster allerlei Unterschiede gibt, obwohl es sich allemal um mündliche Kommunikation handelt. Nicht anders ist es bei einem geschriebenen Gebet, einer Abhandlung, einer Bau-Ausschreibung, einem Liebesbrief, einem Artikel in der Regenbogenpresse und der „Phänomenologie des Geistes“, die alle gemeinsam haben, daß sie geschrieben sind. Daraus folgt zweierlei. Zum ersten ist es sinnlos, global „die gesprochene Sprache“ mit „der geschriebenen Sprache“ vergleichen zu wollen. Wenn man dabei an einzelne Merkmale denkt, so ist in der Forschung oft gesagt worden, daß in geschriebener Sprache die Satzlänge im Schnitt höher liegt, daß es mehr Nebensätze gibt, folglich die Satz-

komplexität größer ist, und dergleichen. (Für einen kritischen Überblick vgl. Betten 1977/1978). Dies besagt aber wenig, solange man nicht eine Reihe von Faktoren konstant hält und so zu vergleichbaren Kommunikationsformen kommt. Zum zweiten haben die Unterschiede oft nur indirekt mit dem Umstand zu tun, daß es sich um geschriebene bzw. gesprochene Kommunikation handelt. Man muß sich daher überlegen, was die *allgemeinen* Charakteristika dieser beiden Kommunikationsweisen sind und wie aus diesen die speziellen Eigenschaften und Unterschiede folgen. Es ist vielleicht hilfreich, sich diese Charakteristika an je einem Beispiel zu überlegen, etwa einem Leitartikel in einer Zeitung einerseits und andererseits einem Gespräch unter drei Leuten nach dem Mittagessen darüber, was es am Abend geben soll.

Der offenkundigste Unterschied liegt natürlich im Medium: im einen Fall handelt es sich um Zeichen auf dem Papier, im andern um Schallwellen. Dies definiert schriftliche gegenüber mündlicher Kommunikation und ist ein durchgängiges Merkmal, unabhängig von allen sonstigen Variationen innerhalb beider Kommunikationsweisen. Ein zweiter Unterschied ist der verschiedene Grad der Situationsgebundenheit; im Gespräch fallen Sprech- und Hörzeit, Sprech- und Hörort zusammen, im Leitartikel sind sie getrennt; das Gespräch ist dialogisch, der Leitartikel monologisch. Hier gibt es allerdings erhebliche interne Unterschiede; auch die mündliche Kommunikation kann relativ unabhängig von der Situation sein, beim Telefonieren sind Sprechort und Hörort getrennt, und umgekehrt können sie in der geschriebenen Sprache zusammenfallen, z. B. wenn der Lehrer etwas an die Tafel schreibt; dennoch liegt sicher im verschiedenen Grad der Situationsgebundenheit eine der Quellen für Unterschiede zwischen beiden Kommunikationsformen. Ein dritter Faktor ist weniger augenfällig, aber nicht minder wichtig: die Verarbeitungszeit ist verschieden, und zwar sowohl bei der Produktion wie bei der Rezeption: beim Schreiben hat man mehr Zeit, seine Äußerungen zu planen, und umgekehrt hat man mehr Zeit, das Geschriebene zu lesen.⁶ Auch hier gibt es eine erhebliche interne Variation, wie ein Blick auf die obigen Beispiele deutlich macht. Aber es steht außer Frage, daß die unterschiedliche Verarbeitungszeit sich in zahlreichen Verschiedenheiten zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation niederschlägt. Ein vierter, nicht ganz zu vergleichender Faktor ist schließlich der unterschiedliche Grad der Normierung: die geschriebene Rede unterliegt zwar nicht notwendigerweise, aber in der Praxis sehr wohl stärkeren expliziten Normierungen, angefangen bei der Orthographie über die Syntax bis zur Wortwahl.

Vielleicht gibt es noch andere Faktoren; aber die vier genannten - Medium,

6 Vgl. dazu allerdings die schöne paradoxe Bemerkung von F. Smith: „Spoken language is permanent, whereas written language is temporary.“ Denn: „Spoken language is permanent because once something is said, its impact cannot be erased, but something written can be crossed out, and it is as though it never was written.“ (Zitiert nach Tannen 1984b, S. 28). Dies ist natürlich eine Folge der längeren Planungszeit.

Situationsgebundenheit, Verarbeitungszeit, Normierung - scheinen mir die wichtigsten. Sie sind im übrigen nicht unabhängig voneinander. So resultiert die unterschiedliche Verarbeitungszeit aus bestimmten Eigenschaften des Mediums. Es ist aber vielleicht aufschlußreich, die vier Faktoren zunächst einmal für sich zu besprechen und jeweils anhand einiger Beispiele zu illustrieren, wie sich spezifische Eigenschaften der jeweiligen Kommunikationsweise aus ihnen ergeben. Dann gehen wir kurz auf ihren Zusammenhang ein.

2.2 Medium

Medium ist im einen Fall die Schrift, im anderen geformter Schall. Zwischen ihnen gibt es zwei fundamentale Unterschiede: die Sinnesmodalität, visuell gegenüber auditiv, und die „Zeitlichkeit“ - der Schall ist flüchtig, die Schrift dauerhaft, oder doch dauerhafter.⁷ Beides hat eminente Konsequenzen, von denen jene, die aus der unterschiedlichen Zeitlichkeit folgen, sicher die wichtigeren sind. Man kann sich dies klarmachen, wenn man sich vorstellt, es gäbe eine Schrift, die sogleich nach dem Aufschreiben wieder verschwindet, so wie der Schall gleich wieder vergeht. In dieser Kommunikationsform würden viele Besonderheiten der Kommunikation über Schallwellen entfallen, insbesondere die Intonation (wir kommen gleich darauf zurück). Aber sie hätte nie zu den gewaltigen Veränderungen geführt, die uns die dauerhafte Schrift beschert hat. Es gibt im übrigen auch einen realen Fall „flüchtiger“ visueller Kommunikation - nämlich die Taubstummensprache, deren Ausdrucksreichtum durchaus dem ausschließlich gesprochener Sprachen entspricht. Es erscheint uns aber unmöglich, daß eine den Schriftkulturen vergleichbare Entwicklung auf der Grundlage einer Taubstummensprache möglich gewesen wäre. Es kommt nicht nur darauf an, unsere Gedanken nach außen tragen zu können, gleich ob visuell oder auditiv, sondern sie in diesem Zustand festzuhalten. Ebendies ist die Leistung der Schrift. Aber natürlich hat, wie schon gesagt, auch der Unterschied zwischen „visuell“ und „auditiv“ Folgen. Die meisten Linguisten, so schon Aristoteles (vgl. jedoch Günther 1983 a), sind der Ansicht, die Schrift diene nur dazu, die Schallwellen - das eigentliche Medium - mehr oder weniger gut wiederzugeben; so sagt beispielsweise Saussure (1916, S.45): „Langue et écriture sont deux systèmes de signes distincts: l'unique raison d'être du second est de représenter le premier.“ Dies ist sicher eine sehr verkürzte Betrachtungsweise, wie allein schon ein Blick auf andere Schriftsysteme, beispielsweise das Chinesische, deutlich macht (siehe dazu Coulmas 1981). Klar ist aber, daß der Schrift bestimmte Ausdrucksmög-

7 Es gibt noch einen dritten Unterschied, der aber von den beiden andern nicht unabhängig ist: Die Schrift ist räumlich, der Schall zeitlich strukturiert. Aber es so zu formulieren, vereinfacht das Verhältnis zu sehr; was die Schrift erlaubt, ist, eine zeitliche Ordnung in eine räumliche zu übertragen und umgekehrt.

lichkeiten der geschriebenen Sprache fehlen. Schallwellen lassen sich nach Tonhöhe, Lautstärke, Klangfarbe, Änderungen der Sprechgeschwindigkeit und durch Pausen, also durch die „prosodischen“ Eigenschaften, modulieren. All dies fehlt in der schriftlichen Repräsentation, selbst wenn es sich um eine Lautschrift handelt. Es gibt wohl einige Möglichkeiten, durch Interpunktion oder Fettdruck Ähnliches anzudeuten, aber dies mit den prosodischen Möglichkeiten der gesprochenen Sprache zu vergleichen, ist, als wollte man vom „Flug“ der Frösche reden.⁸

Daß in der geschriebenen Sprache die Prosodie wegfällt, hat zwei Konsequenzen. Zum ersten wird der Ausdrucksreichtum erheblich eingeschränkt, zum zweiten kommt es zu Kompensationen durch sonstige Ausdrucksmittel. Das betrifft zum einen die Art und Weise, wie sich ein bestimmter Inhalt ausdrücken läßt, zum andern die Tauglichkeit der Sprache für bestimmte kommunikative Funktionen, etwa den Ausdruck von Emotionen, Distanzierung vom Ausgedrückten, Aufbau und Zerstörung sozialer Beziehungen usw. - all jenes, was normalerweise durch prosodische Nuancierungen erreicht wird. Beides führt zu einer Reihe von Kompensationen. Wir wollen dies kurz an drei Beispielen erläutern.

1. In vielen Sprachen wird die Satzmodalität, insbesondere der Unterschied zwischen Frage und Aussage, durch die Intonation markiert, beispielsweise dadurch, daß man zur Kennzeichnung einer Frage die Äußerung hoch enden läßt. In der geschriebenen Sprache ist das nicht möglich. Deshalb müssen andere Mittel zur Markierung der Satzmodalität gewählt werden, beispielsweise die Wortstellung oder bestimmte Partikel. Es kann sein, daß dadurch nur auch in der gesprochenen Sprache vorhandene Mittel anders oder häufiger genutzt werden. Es ist aber nicht auszuschließen, daß diese Notwendigkeit zu einer Reorganisation der Sprachstruktur führt, d. h. daß sich das zugrundeliegende System selbst verändert.
2. Eine weitere Funktion der Prosodie ist die Hervorhebung und, damit verwandt, die Thema-Rhema-Gliederung der Äußerung: die Fokuskonstituente einer Äußerung ist im allgemeinen intonatorisch markiert (vgl. beispielsweise Klein und v. Stechow 1982). Diese Möglichkeit entfällt in der geschriebenen Sprache. Dementsprechend sind andere Mittel zu wählen, beispielsweise wiederum die Wortstellung. Dies hat aber weitere Folgen, weil dann beispielsweise die Wortstellung für andere Funktionen nicht mehr frei ist. Es ist also nicht nur so, daß der Verlust der Intonation durch eine andere strukturelle Möglichkeit kompensiert wird. Vielmehr gerät das gesamte subtile Zusammen-

8 Es ist allerdings kein Zufall, daß der Reichtum und die Bedeutung der Prosodie so unterschätzt wird: sie taucht eben in der geschriebenen Sprache nicht auf, und folglich wird sie von der Linguistik traditionell stark vernachlässigt oder als ein Epiphänomen angesehen.

spiel der Ausdrucksmittel, wie es in der gesprochenen Sprache vorliegt, aus dem Gleichgewicht und *kann* somit zu einer Reorganisation des gesamten Systems führen.⁹

3. Viele Nuancierungen, beispielsweise die Einstellung des Sprechers zu dem, was er sagt oder zu seinem Gegenüber, werden durch prosodische Mittel markiert. Kompensieren läßt sich dieser Ausfall durch einen differenzierten Wortschatz. Sicher ist der Umstand, daß geschriebene Sprachen einen wesentlich größeren Wortschatz haben als nur gesprochene, nicht allein auf diesen Umstand zurückzuführen. Aber er kann manche lexikalische Differenzierungen plausibel machen.

Es gibt eine Reihe weiterer Beispiele; aber der entscheidende Punkt ist klar: Der Wegfall der prosodischen Markierung ist zunächst teilweise dadurch auszugleichen, daß andere Ausdrucksmittel anders eingesetzt werden. Dies kann sich in einer rein statistischen Verschiebung im Gebrauch dieser Mittel äußern, aber auch zu einer erheblichen Reorganisation des zugrundeliegenden sprachlichen Systems führen.

Dabei muß man allerdings zwei Komplikationen beachten. Zum ersten *muß* nicht alles kompensiert werden. Das wäre nur der Fall, wenn die geschriebene Sprache genau die gleichen kommunikativen Funktionen wahrnehmen müßte wie die gesprochene. Das ist aber sicherlich nicht so: die Einführung der Schrift setzt ja nicht der Mündlichkeit ein Ende; sie führt eine alternative Kommunikationsweise für einige Bereiche, eine neue für andere ein, beläßt aber viele kommunikative Funktionen der gesprochenen Sprache. - Das zweite Problem ist etwas verwickelter. Wenn immer wir etwas ausdrücken, unabhängig vom jeweiligen Medium, wird nach Regeln ein materielles Gegenstück zu dem, was wir ausdrücken wollen, geschaffen - eben geformte Schallwellen oder bestimmte Zeichen auf dem Papier. Dieses materielle Gegenstück ist für den, der die Regeln kennt, deutbar. Aber das, was materiell vorliegt, ist - etwas vereinfacht gesagt - nur eine Reihe von Anhaltspunkten, aufgrund deren wir eine Interpretation finden. Der Hörer oder Leser verfügt dabei bereits über eine Fülle von Annahmen, Vorerwartungen, Plausibilitätserwägungen, und es genügen ihm (jedenfalls, wenn alles gut geht) einige materielle „cues“, um zu einer richtigen Deutung zu kommen. Deshalb können in vielen Fällen bestimmte Informationen weggelassen werden, ohne daß die Interpretation leidet. So können wir einem

⁹ Ein besonders plastisches Beispiel ist das Französische, das in seiner geschriebenen Form eine relativ rigide Wortstellung hat, die das Ergebnis starker Normierungen der Schriftsprache ist. Im älteren Französisch ist die Wortstellung viel freier, und ebenso erlaubt die spontan gesprochene Sprache der Gegenwart viele Topikalierungen, die nach der schriftsprachlichen Norm nicht zulässig sind. Es ist schwer, einen Beweis zu führen, daß dies in der Tat mit dem Wegfall der prosodischen Markierung in der Schriftsprache und der kanonisierenden Reaktion der Grammatiker darauf zurückzuführen ist; aber es ist sehr stimmig.

geschriebenen Satz oder auch einem geschriebenen Dialogausschnitt oft ohne weiteres die richtige Intonation zuordnen: aufgrund der rein schriftlichen Hinweise „erzeugen“ wir die zugehörige Intonation. Besonders augenfällig ist dies, wenn wir einen Text von jemandem lesen, den wir gut kennen: wir „hören“ ihn reden.

Dies entkräftet nicht, was oben über die Notwendigkeit zur Kompensation gesagt wurde, weil es nach wie vor Fälle gibt, in denen wir aus dem geschriebenen Text bestimmte sonst durch die Intonation ausgedrückte Funktionen nicht erschliessen können. Es zeigt aber, daß die Verhältnisse zwischen Schriftform und Schallform sehr kompliziert sein können und die Kompensation auf bestimmte Fälle oder gar auf bestimmte Situationen beschränkt sein mag.

2.3 Situationsgebundenheit

Jegliche Kommunikation beruht auf dem Zusammenspiel zweier Formen der Information

- der Äußerungsinformation, also dem, was nach den Regeln der betreffenden Sprache in der jeweiligen geschriebenen oder mündlichen Äußerung ausgedrückt ist, und
- der Kontextinformation, also dem, was der Hörer ansonsten weiß.

Um eine Äußerung wie „Gib mir doch mal die da!“ zu verstehen und angemessen darauf zu reagieren, genügt es nicht, die Regeln der deutschen Sprache zu kennen, die uns sagen, was *geben*, *doch*, *da* usw. bedeuten und was es ausmacht, daß die Wörter in genau dieser Weise und nicht einer anderen zusammengefügt sind. Wir müssen z. B. auch wissen, daß wir uns in einer Metzgerei befinden, daß der Sprecher eine Zeigegeste vollführt, daß seine Finger auf eine Wurst deuten, und einiges mehr. Das Kontextwissen entstammt im großen und ganzen drei Quellen:

- (a) Der Hörer weiß, was zuvor gesagt worden ist, und der Sprecher kann bei der Bildung seiner Äußerung darauf bauen („Vorgängerinformation“).
- (b) Der Hörer kann seiner Wahrnehmung in der Situation gewisse Informationen entnehmen: er weiß, wer angesprochen ist und kann deshalb das Wort *du* richtig interpretieren, er weiß, daß der Sprecher eine bestimmte Zeigegeste macht und weiß daher, was mit *das da* gemeint ist, er befindet sich am selben Ort und kann daher das Wort *hier* richtig deuten; er sieht, daß der Sprecher das Gesicht in bestimmter Weise verzieht und faßt daher seine Äußerung als ironisch auf („Situationsinformation“).
- (c) Der Hörer verfügt schließlich über ein bestimmtes Weltwissen, d. h. Kenntnisse, über soziale Gepflogenheiten, über erwartbares Verhalten, darüber,

wer zu wem was sagen darf und in welcher Form; dies erlaubt ihm beispielsweise, in einer bestimmten Situation die Äußerung „Es ist acht“ als Aufforderung, das Fernsehen einzuschalten, zu verstehen.

Das Zusammenspiel von Äußerungsinformation und Kontextinformation ist außerordentlich kompliziert, und die natürlichen Sprachen haben viele strukturelle Mittel ausgebildet, die auf den Einbezug der Kontextinformation ausgelegt sind - beispielsweise

- deiktische Ausdrücke, also Wörter wie *ich, du, hier, jetzt*, usw., die ihren konkreten Bezug aus den Komponenten der Redesituation erfahren (dem jeweiligen Sprecher, dem jeweils Angesprochenen, der jeweiligen Sprechzeit, dem jeweiligen Sprechort),
- anaphorische Ausdrücke, d.h. Wörter wie *er, sie, es; dann; dahinter; vorher*, die vorher Genanntes wieder aufnehmen, also Vorgängerinformation benutzen,
- Ellipse, also mehr oder minder feste Regeln, nach denen bestimmte Elemente nicht ausgedrückt, sondern aus dem Kontext ergänzt werden; dafür kommen alle Formen der Kontextinformation in Frage,

und andere. In diesen Fällen ist der Einbezug der Kontextinformation relativ systematisch angelegt. Er kann aber auch weit verwickelter und weniger regelhaft sein, wie etwa bei der Interpretation von Mimik und Gesten oder der Einschätzung der „Atmosphäre“ - feierlich, entspannt, aggressiv - einer Kommunikationssituation.

Jede Form der Kommunikation ist in dieser Weise kontextabhängig. Wie dies im einzelnen geschieht, kann aber ganz verschieden sein, und einer der wichtigsten Faktoren ist hier, ob es sich um mündliche oder schriftliche Kommunikation handelt. Geschriebene Kommunikation kann sich weitaus weniger auf die situative Information stützen als gesprochene. Bei den beiden andern Komponenten der Kontextinformation sind die Unterschiede weniger drastisch.

Man kann sich dies gut an den beiden Beispielen „Leitartikel“ und „Gespräch beim Mittagessen“ vor Augen führen. Bei beiden wird Vorgängerinformation systematisch ausgenutzt; ein Unterschied liegt lediglich darin, daß beim Gespräch diese Information Äußerungen verschiedener Sprecher entstammen kann; diese erfordert vielfach etwas andere anaphorische Mittel und ermöglicht unterschiedliche Ellipsen (vgl. dazu Hankamer und Sag 1976). Keinen Unterschied gibt es, was die Rolle des Weltwissens angeht, obwohl natürlich aufgrund des unterschiedlichen Themas unterschiedliche Komponenten des Weltwissens angesprochen sind. Völlig verschieden ist aber die Funktion des Situationswissens.¹⁰ Das äußert sich zunächst in dreierlei:

10 Es sollte nach dem Vorausstehenden klar sein, daß die geschriebene Sprache natürlich nicht kontextunabhängig ist; selbst ein mathematischer Satz wie „zwei mal zwei ist

1. Beim Leitartikel, wie bei fast jeder schriftlichen Kommunikation, fallen Sprechzeit und Hörzeit,¹¹ Sprechort und Hörort auseinander.

Dies besagt nicht, daß keine deiktischen Ausdrücke verwendet werden könnten. Das Wort *ich* bedeutet nach wie vor, „der jeweilige Sprecher“, das Wort *hier* nach wie vor „am Ort um den jeweiligen Sprecher“. Aber der Hörer kann die Information, wer der jeweilige Sprecher ist und wo er sich gerade befindet, nicht mehr seiner Wahrnehmung in der betreffenden Situation entnehmen, wie dies beim Mittagessengespräch möglich ist. Deshalb muß diese Information explizit vermittelt werden, z. B. durch Nennung des Autors.

2. Alle „paraverbalen“ Informationen entfallen, also insbesondere Mimik und Gestik, ebenso die Wahrnehmung von Ereignissen und Objekten, an die die Äußerung anknüpft.

So ist eine elliptische Äußerung wie „Toll, was?“ nur eine sinnvolle Form der Kommunikation, wenn der Sprecher bemerkt, daß der Hörer eine bestimmte Sache ansieht, z. B. einen spektakulären Fallrückzieher. (Zur Rolle von Mimik und Gestik vgl. Scherer und Walbott 1979).

3. Beim Gespräch sind andere anwesend, die sich mit eigenen Redebeiträgen beteiligen oder zumindest beteiligen können.

Dies hat eine ganze Fülle von Konsequenzen. Zum ersten muß sich der jeweilige Sprecher in seiner Sprachproduktion auf die Reaktion der jeweils Zuhörenden einstellen, d.h. ihre Rückfragen, Bestätigungssignale usw. berücksichtigen. Umgekehrt kann er von sich aus verschiedene Maßnahmen der Verständnissicherung treffen, z.B. bestimmte Partikel verwenden („ja?“, „gell?“), seine Äußerung abbrechen, wenn er sieht, daß bereits verstanden ist, was er sagen wollte und anderes. Dies schlägt sich unmittelbar in der Struktur der jeweiligen Äußerungen nieder. Zum zweiten muß er die komplizierten Regeln des Rederechts („turn-taking“) berücksichtigen, sich seine Beiträge sichern usw. (vgl. dazu Schank und Schönthal 1976, Kap. 5). Drittens schließlich führt die Anwesenheit mehrerer potentieller Sprecher zu ganz anderen Sprechaktverteilungen. Zwar

vier" setzt zu seiner Interpretation eine Menge an Information voraus, die nicht in der Äußerung selbst steckt, z. B. daß der Ausdruck „zwei" sich auf eine natürliche Zahl bezieht, anders als (mutmaßlich) in der Aufforderung „Nimm dir doch gleich zwei!" Unterschiedlich ist lediglich die *Art* der Kontextabhängigkeit.

- 11 Ich verwende der Einfachheit halber diese Ausdrücke auch für die geschriebene Kommunikation, obwohl man dort natürlich im Grunde von „Schreibzeit" und „Lesezeit" reden müßte. Aber es gibt keinen guten Ausdruck, der beides zusammenfassen würde. (Man könnte natürlich z. B. von „Produktionszeit" sprechen, aber das klingt zu barbarisch.)

sind auch in der geschriebenen Sprache Aufforderungen, Befehle, Fragen, GröÙe, emphatische „Ausrufe“ möglich; aber sie unterliegen erheblichen Einschränkungen (zur Rolle der geschriebenen Sprache für die Sprechaktbestimmung vgl. Stubbs 1983).

Der Gegensatz zwischen Leitartikel und Mittagessen-Gespräch illustriert den unterschiedlichen Grad der Situationsgebundenheit in besonders plastischer Weise. Aber dieser Grad schwankt natürlich erheblich innerhalb der gesprochenen Kommunikation einerseits, der geschriebenen andererseits. Die gesprochene Sprache muß nicht dialogisch sein; Sprechort und Sprechzeit können auch in geschriebener Sprache mit Hörort zusammenfallen (z. B. wenn jemand etwas an die Tafel schreibt); umgekehrt sind bei einem Telefongespräch Sprech- und Hörort getrennt, Sprech- und Hörzeit sind gleich, die paraverbalen Informationen entfallen, der dialogische Charakter bleibt. Es ist daher im Grunde auch eine Übereinfachung, nur vom unterschiedlichen *Grad* der Situationsgebundenheit zu reden. Geschriebene wie gesprochene Kommunikation sind durch verschiedene Konstellationen situativer Faktoren gekennzeichnet, die bestimmte Auswirkungen auf die jeweilige Form der sprachlichen Äußerungen haben. Global gesehen ist es aber sicher richtig, daß in die mündliche Kommunikation mehr situative Information eingeht.

2.4 Verarbeitungszeit

Schreiben und Sprechen einerseits, Lesen und Hören andererseits unterscheiden sich durch die Zeit, die zur Verarbeitung, also zur Bildung wie zum Verstehen der jeweiligen Äußerungen zur Verfügung steht. In der mündlichen Kommunikation folgt die Äußerung normalerweise mit geringer Verzögerung der Bildung des Gedankens (vgl. dazu die Beiträge in Butterworth 1980, Jarvella und Flores d'Arcais 1983; Foss und Hakes 1978, Kap. 6 und 7).

Der Schreibende hat im Prinzip beliebig viel Zeit für die Planung. Dies hat zumindest drei wichtige Konsequenzen.

1. Die geschriebene Sprache erlaubt es, die einzelne Äußerung komplexer zu machen.

Das äußert sich in oft beobachteten Fakten wie, daß die Äußerungen in der geschriebenen Sprache oft länger sind, mehr Subordinationen enthalten usw.; allerdings muß noch einmal daran erinnert werden, daß es hier eine erhebliche interne Variation innerhalb der geschriebenen bzw. der gesprochenen Kommunikation gibt. Die längere Planungszeit ist sicher nicht der einzige Faktor, der über höhere strukturelle Komplexität entscheidet; sie schafft lediglich besonders gute Voraussetzungen dafür.

2. Die geschriebene Sprache erlaubt eine andere Planung komplexer sprachlicher Handlungen.

Meist möchte man, wenn man sich äußert, ja nicht nur einen Satz von sich geben, sondern eine bestimmte, oft nicht einfache Aufgabe mit sprachlichen Mitteln lösen, also z. B. jemanden zu etwas überreden, eine Geschichte erzählen, einen Weg erklären, eine Auffassung rechtfertigen usw. In all diesen Fällen muß eine komplexe Information in einzelne Äußerungen aufgelöst werden, die in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen sind. Dies erfordert sowohl eine „lokale“ wie eine „globale“ Planung, d.h. man muß die einzelne Äußerung bilden und zugleich den Zusammenhang aller Äußerungen im Auge haben; sonst erzählt man womöglich die Pointe des Witzes zuerst. Diese beiden Formen der Planung müssen ständig aufeinander abgestimmt werden, und zwar - in der gesprochenen Sprache - unter erheblichem Zeitdruck. Dies führt einerseits dazu, daß man ganz bestimmte, feste Schemata befolgt; zum andern äußert es sich in Wiederholungen, Nachträgen und dergleichen, also Versuchen, aus der Kontrolle geratene Planungen wieder in den Griff zu bekommen oder zu „reparieren“.

3. Die geringe zur Verfügung stehende Zeit beim Sprechen äußert sich in zahlreichen „Fehlern“, die nicht, wie in der geschriebenen Sprache, ediert werden können.

Solche Fehler gibt es auf den verschiedensten Ebenen, und sie gelten als eine der wichtigsten Datenquellen für die Erforschung der Sprachproduktion - etwa

- phonologische Vertauschungen, wie „Zaum und Reit“
- falsche Wortwahl, z. B. „Ich fordere Sie auf, auf das Wohl unseres Chefs aufzustoßen“ (vgl. Cutler 1981, S. 575)
- Wortfindungsschwierigkeiten („und dann lag da eine, eine, eh, eh, eine Qualle“)
- syntaktische Abweichungen, z. B. Anakoluthe, falsche Pronominalisierungen usw. (für zahlreiche Beispiele vgl. Rath 1979, Schank und Schönthal 1976, Kap. 4).

All dies gilt umgekehrt entsprechend für den Prozeß des Hörens bzw. Lesens (vgl. Gibson und Levin 1975, Mitchell 1982). Das menschliche Kurzzeitgedächtnis ist beschränkt; daher ist es schwierig, mündliche Äußerungen über einen gewissen Komplexitätsgrad hinaus zu analysieren. Zwar setzt in beiden Fällen, also beim Hören wie beim Lesen, die Verarbeitung sofort ein, wenn die Äußerung beginnt; aber beim Lesen kann man, sofern es Schwierigkeiten gibt, jederzeit beliebig weit zurückgehen. Dabei spielen im übrigen die beiden ersten unter den oben genannten Faktoren eine weitaus wichtigere Rolle als der dritte. Zu hohe Komplexität oder ungeschickte Planung lassen das Verständnis schnell

zusammenbrechen. Hingegen ist das Hörverstehen bemerkenswert unempfindlich für Sprechfehler, wenn sie nicht gerade komisch sind; es integriert Korrekturen sofort - wischt gleichsam das bereits Aufgenommene aus und setzt etwas Neues an seine Stelle - es überhört die Ungrammatikalität von Konstruktionen, usw.¹² Nun macht sich allerdings die unterschiedlich verfügbare Zeit bei Hören und Lesen nicht direkt in der Struktur der jeweiligen Sprachform geltend - es sei denn, der Sprecher versucht, sich entsprechend anzupassen.

2.5 Normierung

Es ist nicht unmöglich, eine gesprochene Sprache zu normieren. Aber es ist unmöglich, sie zu normieren, ohne sie aufzuschreiben. Es besteht oft auch nicht die Notwendigkeit, weil gesprochene Sprachen im allgemeinen auf recht geschlossene Kommunikationsgemeinschaften beschränkt sind, in denen durch den alltäglichen Austausch die Variation relativ gering ist und, so vorhanden (etwa im Falle verschiedener Sprechregister), von allen geteilt wird.

Die geschriebene Sprache kann wesentlich leichter normiert werden. Die Normierung wiederum ermöglicht eine wesentlich größere kommunikative Reichweite: es ist nicht mehr nötig, daß jeder mehr oder minder regelmäßig mit jedem redet, um die Sprache einheitlich und damit viele zu potentiellen Sprechern zu machen.

Konsequenzen hat dies in zumindest vier Hinsichten:

1. Die Normierung ändert die Natur der Kommunikationsgemeinschaft.

Sie vergrößert zunächst einmal die Zahl jener, die sich reibungslos miteinander verständigen können. Sie führt zugleich für diese Kommunikationsgemeinschaft ein Normbewußtsein ein. Durch die explizite Kanonisierung einer Sprachform wird eine Art zu reden oder zu schreiben für richtig erklärt, die anderen für falsch. Dies führt in extremen Fällen zu Absurditäten wie beispielsweise dem Wert, dem in unserer Gesellschaft der korrekten Beherrschung der Orthographie beigemessen wird (vgl. Hoberg 1983). Es gibt noch eine Reihe weiterer Folgen für die Gesellschaft; wir kommen darauf in Abschnitt 4 zurück.

2. Sie führt dazu, daß Prinzipien, die die strukturelle Organisation der geschriebenen Sprache bestimmen, auf die gesprochene übertragen werden.

¹² Es gibt sehr viele psycholinguistische Untersuchungen über den Verstehensprozeß, darunter auch viele Vergleiche zu geschriebener und gesprochener Sprache und den Unterschieden in ihrer Verarbeitung; (vgl. beispielsweise Clark und Clark 1977; Sanford und Garrod 1981).

Ausgangspunkt der Normierung ist die Sprache in ihrer geschriebenen Form, vielfach jene „der besten Autoren“.¹³ Diese Sprachform zeigt aus den Gründen, die weiter oben diskutiert wurden, bestimmte strukturelle Eigenschaften, die nunmehr für kanonisch erklärt, aber in ihrer Geltung nicht auf die geschriebene Sprache beschränkt werden. Dies führt zumindest vom normativen Anspruch her zu einer „Verschriftlichung“ der gesprochenen Sprache.

3. Zumindest langfristig beeinflusst die Normierung nicht nur die tatsächliche Kommunikation, gleich ob gesprochen oder geschrieben, sondern auch das zugrundeliegende System.

Das ist offenkundig in jenen Fällen, in denen erklärtermaßen eine Sprache erst „geschaffen“ wird, etwa indem bestimmte Merkmale bestehender Dialekte zu einer Gemeinsprache synthetisiert werden, wie beim modernen Indonesisch. Es gilt aber auch dann, wenn die Normierung auf der Analyse einer bestehenden Sprachform beruht. Dazu muß man eine Vorstellung haben, wie diese Sprache ist. Nichts stellt aber sicher, daß die Grammatikschreiber in der Tat das grammatische System erfaßt haben: sie kanonisieren ihre manchmal sicher richtigen, aber sehr oft auch völlig lückenhaften und fehlgehenden Vorstellungen - beispielsweise weil sie davon beeinflusst werden, wie die Verhältnisse in einer andern Sprache (z. B. dem Lateinischen) sind.

4. Die Normierung hemmt die Sprachentwicklung

Solange es keine Normierung gibt, ist das, was die Sprecher tun, die einzige Instanz für „richtig“ und „falsch“. Das ändert sich aber mit der Normierung: sobald eine bestimmte Norm vorgeschrieben ist, gibt es eine zusätzliche Instanz, an der sich die Sprecher ausrichten. Diese Instanz kann natürlich die Entwicklung nicht völlig zum Erliegen bringen. Der Gegensatz zwischen dem Festhalten an einer expliziten Norm und dem unaufhörlichen, immanenten Drang zur Veränderung führt, wie etwa beim Französischen, zur Koexistenz von verschiedenen Formen der gesprochenen Sprache: einer, die der Norm der geschriebenen sehr nahesteht, einer anderen, die in einer Reihe von strukturellen Eigenschaften erheblich davon abweicht. Im Deutschen ist dies weniger auffällig, aber durchaus vorhanden - beispielsweise bei Konstruktionen wie „weil das weiß ich nicht“, „meinem Vater sein Haus“ u.ä., die von den normativen Grammatiken nicht oder noch nicht geduldet werden. Die allmähliche Veränderung der Sprache durch jene, die sie sprechen, und die einander entgegengesetzten Anforderungen, die Norm durchzuhalten, zugleich aber sich nicht allzusehr vom fakti-

13 Dies muß natürlich nicht sein. So gilt es allenfalls mit Einschränkungen für Normierungen der Sprache von Entwicklungsländern, die keine lange schriftliche Tradition haben. Grundsätzlich ist die Situation aber auch dort nicht anders.

schen Sprachgebrauch zu entfernen, zwingt die Grammatikschreibung, soweit sie nicht rein deskriptiv ist, zu einem fortwährenden Eiertanz, bei dem der Grammatiker mal auf den Rücken, mal auf den Bauch fällt.

Mit den letzten beiden Punkten sind wir bereits beim Thema des folgenden Abschnitts, nämlich inwieweit gesprochener und geschriebener Sprache zwei unterschiedliche Systeme entsprechen. Bevor ich dieser Frage etwas allgemeiner nachgehe, soll kurz der zentrale Gedanke des vorliegenden Abschnitts rekapituliert werden.

Mündliche und schriftliche Kommunikation sind keine in sich einheitlichen Phänomene. Es ist daher wenig sinnvoll, sie anhand einzelner struktureller Eigenschaften zu charakterisieren. Die Eigenschaften, die sie in der Tat unterscheiden, sind allgemeiner Natur. So folgen die speziellen syntaktischen Merkmale vieler Fälle mündlicher Kommunikation - etwa Anakoluthen, Ellipsen, Satzverschränkungen, Wiederholungen -, aus der geringen Planungszeit, der Möglichkeit des „feedback“ in der Situation, dem Vorhandensein paraverbalen Mittel. Je nach Ausprägung dieser Faktoren ergeben sich strukturelle Unterschiede in der tatsächlichen Form der Kommunikation.

3. Unterschiede im zugrundeliegenden System

Wir haben schon weiter oben erwähnt, daß die meisten Linguisten in der Schrift nur eine sekundäre Repräsentationsform sehen: Aufgabe der Linguistik ist es zu klären, wie Laute und Bedeutungen systematisch miteinander verknüpft sind; es ist möglich, die Laute durch ein System von Graphemen wiederzugeben, das mehr oder minder akkurat ist. Nach dieser Vorstellung kann es sinnvollerweise nicht zwei Systeme - etwa gesprochenes Deutsch, geschriebenes Deutsch - geben.

Nun ist dies, wie wir gesehen haben, sicher eine krasse Vereinfachung. Es gibt Unterschiede auf allen möglichen Ebenen, nicht nur in der materiellen Repräsentation. Das gesprochene Deutsch läßt Konstruktionen zu, die im geschriebenen nicht möglich sind; in andern Sprachen ist dies noch viel ausgeprägter. Im Chinesischen läßt sich die Schrift überhaupt nicht direkt auf die lautliche Repräsentation beziehen. Ab wann ist es berechtigt, von zwei selbständigen, wiewohl verwandten Systemen zu reden?

Es gibt dafür zwei mögliche Arten von Kriterien, nämlich prozessuale und strukturelle. Mit prozessualen ist gemeint, daß die Verarbeitung, also Produktion und Verstehen, anders verlaufen. Strukturelle beziehen sich auf die verschiedenen morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und natürlich phonetischen bzw. graphischen Eigenschaften. Für beide Kriterien ist die Frage nicht einheitlich zu beantworten. In Produktion und Perception besteht zunächst - wie ja oben

ausführlich erläutert wurde - ein Unterschied in den zeitlichen Eigenschaften. Es gibt aber keinerlei Hinweise darauf, daß die Verarbeitung deshalb *grundsätzlich* anders verläuft, wenn man zunächst einmal davon absieht, daß es sich in einem Fall um visuelle, im andern um auditive „Artikulation“ bzw. Wahrnehmung handelt. Was nun speziell diesen Bereich angeht, so gibt es eine Reihe von psycholinguistischen Untersuchungen darüber, ob beim Lesen die phonologische Komponente interveniert und umgekehrt (für einen Forschungsüberblick vgl. Günther 1983 b). Macht es beispielsweise einen Unterschied, ob man in der Worterkennung hintereinander die beiden englischen Wörter *bat* und *rat*, die sich reimen, präsentiert, oder die beiden Wörter *bow* und *low*, die sich nicht reimen? Wenn es so ist - und es ist so - dann interveniert bei der Erkennung geschriebener Wörter die Lautstruktur. Es gibt eine ganze Reihe solcher Effekte. Aber sie ergeben zum einen ein alles andere als einheitliches Bild, und zum andern besagen solche Effekte nur, daß es punktuelle Zusammenhänge zwischen orthographischer und phonetischer Repräsentation gibt oder zumindest geben kann. Es könnte sich trotzdem um zwei verschiedene Repräsentationssysteme handeln, die gelegentlich zusammenspielen. Wir wissen, daß die Erkennung des Wortes *rot* schwieriger ist, wenn es in blauen als wenn es in roten Buchstaben gedruckt ist. (Stroop-Effekt.) Niemand würde aber deshalb bestreiten, daß Farbwahrnehmung und Worterkennung im Prinzip getrennt sind.

Gehen wir nun kurz auf die strukturellen Kriterien ein. Sinnvollerweise müssen dabei phonologische und graphische Strukturen ausgeklammert werden; nimmt man dies zum Kriterium für verschiedene Systeme, dann erledigt sich die Frage auf triviale Weise. Kann man sagen, daß die Syntax des gesprochenen Deutsch und die Syntax des geschriebenen Deutsch zwei verschiedene sprachliche Systeme darstellen?

In dieser allgemeinen Form ist die Frage nicht zu beantworten; die Gründe sind schon mehrfach erwähnt worden: es gibt nicht *die* Syntax des gesprochenen Deutsch. Ein Leitartikel und ein Vortrag - selbst ein frei gehaltener - unterscheiden sich in ihrer Syntax mutmaßlich weniger als letzterer vom Gespräch beim Mittagessen, obwohl es sich in beiden Fällen um gesprochene Sprache handelt. Sinnvoll ist es allenfalls zu fragen, ob es Fälle mündlicher Kommunikation gibt, die in ihrer Syntax von der Schriftsprache - einmal unterstellt, diese sei syntaktisch einheitlich - so sehr abweichen, daß man von einem eigenen System reden würde. Dies würde verlangen, daß es sich nicht bloß um statistische Unterschiede handelt, d. h. daß eine bestimmte Konstruktion vielleicht seltener, aber doch zulässig ist. Solche qualitativen Unterschiede findet man in der Tat. Im geschriebenen Deutsch¹⁴ findet man keine Äußerungen wie „Einen Bleistift brauche ich keinen“; in der gesprochenen Sprache sind sie gang und gäbe. (Mancher Leser

14 Es sollte klar sein, daß dies nicht für die geschriebene Wiedergabe von mündlichem Deutsch gilt, gleich ob authentisch oder erfunden - also nicht für Dialoge in Romanen (außer bei Thomas Mann).

wird dies in Abrede stellen; er möge sich von seiner „written language bias“ eine Weile freimachen und ein wenig umhören); einige weitere Beispiele haben wir weiter oben gegeben. Im Deutschen sind solche Fälle freilich vergleichsweise selten. Es gibt aber andere Sprachen, in denen die Unterschiede massiv sind, insbesondere dann, wenn sich die gesprochene Sprache unbekümmert um eine schriftsprachliche Norm entwickelt hat, wie beispielsweise im schon mehrfach erwähnten Französischen. Diese Kluft kann so groß werden, daß sich eine zweite schriftsprachliche Norm entwickelt, die der gesprochenen Form entspricht oder doch nahesteht. Das ist der Fall im Arabischen oder im Chinesischen, in denen die Syntax der „klassischen“ geschriebenen Sprache selbst jenem, der lesen kann, nicht zugänglich ist; er muß sie mehr oder minder wie eine fremde Sprache lernen.

Was wir hier am Beispiel der Syntax erläutert haben, gilt ähnlich für die Morphologie oder das Lexikon. Die Unterschiede können verschieden groß sein, und die Frage ist, wie groß sie sein müssen, damit man von „zwei Systemen“ statt „einem System mit kleinen Varianten“ reden kann. Das ist eine Frage, die sich nicht ohne Willkür beantworten läßt: die Übergänge sind kontinuierlich, und die Entscheidung ist eine Frage des Geschmacks oder der Ideologie. Keine Frage ist jedoch, daß es zwischen manchen Fällen gesprochener und manchen Fällen geschriebener Sprache strukturelle Unterschiede gibt, die nicht nur auf „Performanzebene“ liegen, sondern das zugrundeliegende System - oder die zugrundeliegenden Systeme - betreffen.

4. Schriftlichkeit

In den vorausgehenden Abschnitten wurde eine Reihe von Eigenschaften schriftlicher Sprache - im Vergleich zu mündlicher - erörtert. Dabei ging es darum, wie sich das Vorhandensein einer Schrift auf die Form der Kommunikation auswirkt. Daß es zusätzlich zur mündlichen eine zweite Form der Kommunikation gibt, hat eminente Folgen für die betreffende Gesellschaft. In diesem Abschnitt will ich auf einige dieser Folgen eingehen. Es gibt eine Fülle von Untersuchungen über die Auswirkungen der Schriftlichkeit, meist von Soziologen, Anthropologen und Psychologen.¹⁵ Ich möchte hier nicht die Ergebnisse dieser Arbeiten diskutieren, sondern parallel zum Vorgehen in Abschnitt 2 zeigen, wie sich die sozialen Folgen aus der Besonderheit der schriftlichen Kommunikation ergeben, so wie sie weiter oben charakterisiert wurde.

Die beiden entscheidenden Eigenschaften sind „Externalisierung“ und „Nor-

15 Eine gute Vorstellung erhält man aus Goody (1968), Ong (1967), Whiteman (1981), Coulmas und Ehlich (1983). Eine besonders interessante Fallstudie ist Scribner und Cole (1981).

mierung". Die soziale Funktion letzterer liegt auf der Hand. Sie schafft die Möglichkeit, größere Gruppen, in denen nicht mehr jeder mit jedem kommunizieren kann (zu jedem Chinesen auch nur „Guten Tag" zu sagen, würde dreißig Jahre dauern), zu koordinieren und zumindest bis zu einem gewissen Grade zu einer Sozialgemeinschaft zu integrieren. Sie schafft zugleich ein gewisses Normbewußtsein, verbunden mit einem handlichen Maßstab für intellektuelle Qualifikation: wer die normierte Sprache nicht beherrscht, ist stigmatisiert (es sei denn, er ist reich).

Weniger augenfällig, aber insgesamt wesentlich wichtiger ist die Rolle des andern hier genannten Faktors, der „Externalisierung". Deshalb gehe ich hier etwas ausführlicher darauf ein.

Zu sprechen oder zu schreiben heißt zunächst, etwas, was wir im Kopf haben - Gedanken, Gefühle, Empfindungen - in eine objektive, materielle Repräsentation zu überführen, in Schallwellen oder graphische Zeichen. Diese Überführung folgt bestimmten konventionellen Regeln - eben den Regeln einer bestimmten Sprache. Sie ist nie vollständig; der Sprecher kann davon ausgehen, daß der potentielle oder aktuelle Hörer (oder Leser) über bestimmte anderweitige Informationen verfügt, und dementsprechend explizit legt er seine Äußerung an. In jedem Fall entsteht so ein Produkt, das andern zugänglich und nach festen Regeln deutbar ist. In gesprochener Sprache ist dieses Produkt sofort wieder vergangen, in geschriebener läßt es sich aufbewahren. Bewußtseinsinhalte und kognitive Prozesse lassen sich nach außen tragen und dort festhalten. Dies erlaubt im Lauf der Zeit eine *Erweiterung* und eine *Objektivierung* kognitiver Inhalte und Prozesse; es macht sie außerdem *allgemein zugänglich*. Im folgenden will ich diese drei Punkte etwas näher erörtern.

4.1 Erweiterung

Das Wissen,¹⁶ das sich der Einzelne im Laufe seines Lebens erwirbt, entstammt drei Quellen:

- der eigenen Erfahrung,
- dem Wissen anderer, das ihm über die Sprache vermittelt wird, entweder durch ausdrücklichen Unterricht oder im gemeinsamen Handeln,¹⁷
- verschiedenen kognitiven Prozessen, die auf dem jeweils vorhandenen Wissen

16 Wie schon in Abschnitt 1 verwende ich das Wort „Wissen" als Kurzform für allerlei Anschauungen, Meinungen, Überzeugungen, auch Wertvorstellungen, unabhängig von der objektiven „Richtigkeit" dieser Überzeugungen.

17 In letzterer Weise - in der platonischen sozusagen - wird, was wir Intellektuellen uns oft nicht klarmachen, auch bei uns nach wie vor ein großer Teil des Wissens tradiert. In einer Automechanikerlehre wird relativ wenig explizit erklärt.

operieren, also deduktiven oder induktiven Schlüssen, Analogiebildungen und dergleichen.¹⁸

Die Schrift ermöglicht es, die zweite dieser Quellen unerhört auszuweiten. Der Einzelne hat Zugang zum Wissen von Personen oder von Gruppen, mit denen er nicht reden kann - zum Wissen von Plato, Jesus Christus, Newton, Swedenberg, Mao Zedong oder jenen Unbekannten, die die „Encyclopaedia Britannica“ verfaßten. Er braucht die Personen gar nicht mehr. Ein zweiter Grund für die Ausweitung liegt darin, daß auch auf diesem externalisierten, jederzeit verfügbaren Wissen gleichfalls kognitive Prozesse möglich sind: wir können das, was geschrieben steht, kommentieren, verallgemeinern, können Schlußfolgerungen daran anknüpfen und es so ausdehnen.

All dies sind zunächst einmal quantitative Veränderungen. Was sich qualitativ ändert, sind verschiedene Formen der Objektivierung kognitiver Inhalte und Prozesse.

4.2 Objektivierung

Die Schrift objektiviert das Ausgedrückte in zweierlei Weise: sie macht es zu einem Gegenstand, und sie befreit es von seiner Bindung an den Einzelnen. Beides hängt eng zusammen. Wir können das an zwei Beispielen erläutern - den Gesetzesvorstellungen, als Beispiel für kognitive Inhalte, und Schlußregeln wie dem „Modus ponens“, als Beispiel für kognitive Prozesse.

In einer (rein) mündlichen Kultur existieren die Gesetzesvorstellungen nur in den Köpfen der Mitglieder der Gemeinschaft. Dies hat drei offenkundige Folgen. Zum ersten können die Vorstellungen der einzelnen divergieren oder von Einzelnen bewußt manipuliert werden: es gibt keine „objektive“ Instanz, weder was das allgemeine Rechtsprinzip betrifft noch die Erinnerung an vergleichbare Einzelfälle. Zum zweiten können sich die Vorstellungen der Einzelnen beständig verschieben, ohne daß sie dessen gewahr werden. Besonders interessante Beispiele dafür hat der englische Anthropologe Jack Goody gesammelt.¹⁹ Er hat über Jahrzehnte hinweg die Entwicklung eines afrikanischen Stammes verfolgt, der bis vor kurzem keine Schrift kannte. Dabei hat er auch eine Reihe von Tonbandaufnahmen gemacht, meist von ritueller Kommunikation. Es zeigte

18 Goody (1982, S. 208) erwähnt noch eine weitere wichtige Quelle, die in vielen Kulturen eine Rolle zu spielen scheint: „there is the knowledge that is not mediated by humans, either informally or formally, but comes direct from power, spiritual forces, agencies (...), who alone seem to have the ability to reveal to man the secrets of the universe.“ Er bezieht sich dabei auf die LoDagra, einen afrikanischen Stamm, weist aber darauf hin, daß sich diese Vorstellung von der „göttlichen Eingebung“, den „Vision“, der „Offenbarung“ in vielen Kulturen findet, nicht zuletzt bei uns.

19 Die folgenden Bemerkungen beruhen auf Gesprächen mit Goody.

sich, daß sich viele Texte erheblich ändern, während die Stammesangehörigen davon überzeugt sind, das Tradierte und oft Auswendiggelernte²⁰ treu zu bewahren. In gewisser Weise entspricht dies der in Abschnitt 2.5 diskutierten Entwicklung von Sprachen, die ihren Sprechern gleichfalls unbewußt bleiben, solange sie nicht geschrieben sind. Die Schrift schließt Veränderungen von Gesetz und Rechtsbewußtsein nicht aus; aber sie sind gehemmt und qualitativ verschieden. Der Wandel in Recht und Gesetz rührt nicht aus unbewußter Verschiebung, sondern aus bewußter Entscheidung. Dies bringt uns zum dritten Punkt. Die „Vergegenständlichung“ des Wissens, hier also der Gesetzesvorstellungen, macht es zu einem *Objekt* der theoretischen Reflexion: was recht und unrecht ist, ist nicht mehr selbstverständlich. Es kann diskutiert und in Frage gestellt werden; Alternativen können verglichen werden, Begründungen werden erforderlich. Daß dies zu einem völlig anderen Begriff von Recht und Gesetz führt, ist nicht zwangsläufig, aber es liegt nahe.

Entsprechendes gilt für kognitive Prozesse, also beispielsweise jener Form des deduktiven Schließens, die uns so völlig unabweislich scheint und in der traditionellen Logik als „Modus ponens“ bezeichnet wird. „Wenn a, dann b; nun a; also b“. Es scheint uns schwer denkbar, daß es Kulturen und Einzelne gibt, die nicht so denken. Aber schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat der russische Psychologe A. Luria gezeigt, daß analphabetische Bauern in Usbekistan häufig auf einfache Syllogismen der Art

„Im hohen Norden sind alle Bären weiß.
Nowaja Semlja liegt im hohen Norden.
Welche Farbe haben die Bären dort?“

nicht die Antwort geben, die wir alle für so naheliegend halten, sondern eher darauf verweisen, man sollte jemanden fragen, der schon einmal dort gewesen ist. Untersuchungen dieser Art sind seither für eine Reihe analphabetischer Kulturen durchgeführt worden; die Ergebnisse sind verblüffend ähnlich. Scribner (1977, S.486) faßt die wichtigsten Punkte folgendermaßen zusammen:

- „1. *In all cultures*, populations designed as ‚traditional‘ or ‚nonliterate‘ have just somewhat better than a chance solution rate across all types of problem material.“
- „2. *Within each culture* there is a large discrepancy in performance between schooled and nonschooled. The major jump seems to occur at levels of education as low as two or three years of school (Luria also reports ‚educational effects‘ with minimal literacy training)...“
- „3. Within schooling, there is little *between-culture* variation in performanc for the cultures studied.“

20 Wie die Untersuchungen von Lord (1960) und andern gezeigt haben, werden lange Epen ohnehin häufig nicht auswendig gelernt. Dies ist aber sicher ganz verschieden, je nachdem, um welche Art von Texten es sich handelt; bei Zaubersprüchen oder religiösen Formeln spielt die Wörtlichkeit sicher eine wesentlich größere Rolle als bei Erzählungen.

Entscheidend für die Fähigkeit, mit logischen Aufgaben dieser Art fertig zu werden, ist demnach der Erwerb der geschriebenen Sprache (vgl. hierzu Andresen 1983). Was die Schrift aber leistet, ist sicherlich nicht, bestimmte kognitive Prozesse überhaupt erst einzuführen, also beispielsweise die deduktiven Schlüsse, die zur Lösung dieser Aufgaben erforderlich sind. Aus den oben angeführten Befunden kann man nicht ernsthaft schließen, die dort Untersuchten könnten nicht logisch denken.²¹ Ein Usbeke, der weiß, daß sein Nachbar immer nur dann singt, wenn er etwas zuviel getrunken hat, wird sich seinen Teil denken, wenn er seinen Nachbarn singen hört. Er wendet den Modus ponens an. Er praktiziert ihn als *internes Verfahren*, ohne sich dessen bewußt zu sein. Wenn er über ein spezielles internes Wissen verfügt, das seiner allgemeinen Erfahrung („Immer wenn der Nachbar...“) und seiner besonderen Wahrnehmung („Der Nachbar singt gerade“) entstammt, vollzieht er auf diesem Wissen bestimmte mentale Operationen, die wir beispielsweise durch die von uns so formulierten Regeln der Logik beschreiben können. Die Schrift erlaubt es, dieses Wissen wie auch die entsprechenden Operationen zu externalisieren und damit zu objektivieren: logische Schlüsse werden unabhängig von den Personen, die sie gerade vollziehen; sie können angezweifelt, überprüft, exemplifiziert, auf allgemeine Prinzipien gebracht und durch ein formales System - eine vom Vollzug weit entfernte Vergegenständlichung - dargestellt werden. Die Schrift selbst leistet dies nicht; sie schafft aber die Voraussetzung dafür. Dies führt *auf die Dauer* zu jenen komplexen deduktiven Systemen, wie sie in der formalen Logik und der Mathematik vorliegen.

Ein besonderer Fall kognitiver Prozesse sind jene, die dem Sprechen, Schreiben, Hören und Lesen zugrundeliegen. Ihre Vergegenständlichung hat schließlich zu jenen Vorstellungen von Grammatik, von sprachlichem System und von Strukturen der Einzelsprache geführt, wie sie sich vor allem in diesem Jahrhundert durch die linguistische Theoriebildung entwickelt haben.

4.3 Zugänglichkeit

Was der Einzelne weiß und was er denkt, ist zunächst einmal dem andern nicht zugänglich - es sei denn, es wird mitgeteilt. Der Einzelne hat die Kontrolle über sein Wissen und das, was davon nach außen treten soll, auch wenn ihm diese Rolle vielleicht gelegentlich entgleitet. Mit der Externalisierung des Wissens wird die Kontrolle aufgegeben - nicht allein, weil es nach außen getreten ist, sondern weil es dort unabhängig von dem, der es hat nach außen treten lassen, erhalten ist. Kant hat keinen Einfluß darauf, wie wir das von ihm Niederge-

21 Ich möchte nicht behaupten, daß diese Auffassung nicht von manchem vertreten würde. Wer dies aus den erwähnten Befunden schließt, sollt tunlichst sein Raisonement auf sein Raisonement anwenden.

geschriebene deuten. Es kann andere Formen der Kontrolle geben - etwa indem man, wie Kaiser und Kalifen, das Geschriebene vernichtet, indem man es, wie die Kirche und die Bundesprüfstelle, indiziert, indem man nur wenige lesen und schreiben lernen läßt. Aber dies ändert nichts daran, daß sich durch die Schrift die Zugänglichkeit zum Wissen grundsätzlich verändert.

5. *Schlußbemerkungen*

Die Forschung der vergangenen Jahre hat viel über die besonderen Eigenschaften der geschriebenen Sprache im Vergleich zur gesprochenen herausgefunden; ebenso gibt es viele beeindruckende Untersuchungen über die Rolle der Schriftlichkeit für eine soziale Gemeinschaft, ihre Entwicklung und die Entwicklung derer, die in ihr leben. Was ich in diesem Aufsatz zeigen wollte, war zweierlei:

1. Die Besonderheiten schriftlicher und mündlicher Kommunikation, wie sie die Forschung zumindest teilweise aufgezeigt hat, ergeben sich aus einigen wenigen allgemeinen Merkmalen.
2. Die Bedeutung der Schriftlichkeit für eine Gesellschaft rührt minder aus den besonderen Merkmalen schriftlicher Kommunikation, als aus der mit der Schrift verbundenen Möglichkeit, einen „Außenspeicher“ für Gedächtnisinhalte zu schaffen.

Das Bedeutende an der Schrift ist nicht so sehr, daß sie eine zweite Form der Kommunikation ermöglicht, sondern daß die Ergebnisse der Kommunikation erhalten bleiben.²²

Literatur

- Andresen, H. (1983): *Schriftspracherwerb und Bewußtwerdung von Sprache*. Habilitationsschrift, Universität Osnabrück.
- Betten, A. (1977/1978): „Erforschung gesprochener deutscher Standardsprache“. In: *Deutsche Sprache* 5, 1977, S. 335-361 und 6, 1978, S.21-44.
- Bloomfield, L. (1933): *Language*. New York: Holt.
- Butterworth, B. (1980): *Language Production I*. New York: Academic Press.
- Chao, Y R. (1968): *A grammar of spoken Chinese*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Clark, H. und Clark, E. (1977): *Psychology of language*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.

22 Ich danke Jack Goody und Hella Klein für Gespräche und kritische Bemerkungen.

- Coulmas, F. (1981): *Über Schrift*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hrsg. (1983): *Linguistic Problems of Literacy*. Sonderheft von *Journal of Pragmatics* 7, 1983, S. 467-606.
- Coulmas, F. und Ehlich, K., Hrsg. (1983): *Writing in Focus*. Berlin/New York/Amsterdam: Mouton.
- Cutler, A., Hrsg. (1981): *Slips of the tongue and language production*, Sonderheft von *Linguistics* 19, 1981, 7/8.
- Ehlich, K. (1983): „Development of writing as a social problem solving.“ In: Coulmas und Ehlich (1983), S. 99-129.
- Foss, D. und Hakes, D. (1978): *Psycholinguistics: An Introduction to the Psychology of Language*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gibson, E. A. und Levin, H. (1975): *The psychology of reading*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Gelb, I. (1963): *The study of writing*. Chicago: University of Chicago Press (3. Auflage).
- Goody, J., Hrsg. (1968): *Literacy in traditional societies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1977): *The domestication of the savage mind*. Cambridge University Press.
- (1982): „Alternative paths to knowledge in oral and literate cultures“. In: Tannen (1982), S. 201-215.
- Grosse, S., Hrsg. (1983): *Schriftsprachlichkeit*. Düsseldorf: Schwann.
- Günther, H., Hrsg. (1981): *Geschriebene Sprache - Funktion und Gebrauch, Struktur und Geschichte*. (Forschungsbericht des Instituts für Phonetik und sprachliche Kommunikation der Universität München Nr. 14)
- (1983 a): „Charakteristika von schriftlicher Sprache und Kommunikation“. In: Günther und Günther (1983), S. 17-39.
- (1983b): „Studien zur visuellen Worterkennung“. In: *Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und sprachliche Kommunikation der Universität München* Nr. 18, S. 1-190.
- Günther, K. B. und Günther, H., Hrsg. (1983): *Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Hankamer, J. und Sag, I. (1976): „Deep und surface anaphora“. In: *Linguistic Inquiry* 7, 1976, S. 391-426.
- Hoberg, R. (1983): „Die Bewertung der Rechtschreibung in unserer Gesellschaft, insbesondere im Beruf“. In: Grosse (1983), S. 124-136.
- Jarvella, R. und Flores d'Arcais, G. (1983): *The process of language understanding*. Chichester: Wiley.
- Klein, W. und v. Stechow, A. (1982): *Intonation und Semantik von Fokus*. Universität Konstanz, Arbeitspapiere des SFB 99.
- Lieberman, Ph. (1975): *On the origins of language. An introduction to the evolution of human speech*. New York: McMillan.
- Linell, P. (1982): *The written language bias in linguistics*. Linköping: University of Linköping (Studies in Communication 2).
- Lord, A.B. (1960): *The singer of tales*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Ludwig, O. (1983): „Einige Vorschläge zur Begrifflichkeit und Terminologie von Untersuchungen im Bereich der Schriftlichkeit“. In: Günther und Günther (1983), S. 1-15.
- Lyons, J. (1972): „Human language“. In: Hinde, R.A., Hrsg., *Nonverbal communication*. Cambridge University Press (1977), S. 44-85.
- Mitchell, D. (1982): *The process of reading*. Chichester: John Wiley.
- Ong, W.J. (1967): *The presence of the word*. New Haven: Yale University Press.
- Pawley, A. und Syder, F. H. (1983): „Natural selection in syntax: Notes on adaptive variation and change in vocabulary and literary grammar.“ In: *Journal of Pragmatics* 7, 1983, S. 551-579.

- Rath, R. (1979): *Kommunikationspraxis*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Sanford, A. und Garrod, S. (1981): *Understanding written language*. Chichester: Wiley.
- Saussure, F. de (1916): *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot.
- Schank, G. und Schönthal, G. (1976): *Gesprochene Sprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Scherer, K. und Walbott, H. Hrsg. (1979): *Nonverbale Kommunikation*. Weinheim: Beltz.
- Scribner, S. (1977): „Modes of thinking and ways of speaking: Culture and logic reconsidered.“ In: Johnson-Laird, Ph. und Wason, P. C, Hrsg., *Thinking*. Cambridge: Cambridge University Press (1977), S.483-500.
- Scribner, S. and Cole, D. (1981): *The psychology of literacy*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Stubbs, M. (1983): „Can I have that in writing, please? Some neglected topics in speech act theory.“ In: *Journal of Pragmatics* 7, 1983, S. 479-494.
- Steinberg, D. A. und Harper, H. (1983): „Teaching written language as a first language to a deaf boy“. In: Coulmas und Ehlich (1983), S. 327-354.
- Tannen, D., Hrsg. (1982): *Spoken and written language: Exploring orality and literacy*, Norwood, N.J.: Ablex.
- Hrsg. (1984a): *Coherence in spoken and written discourse*. Norwood, N.J.: Ablex.
- (1984b): „Spoken and written narratives in English and Greek.“ In: Tannen (1984a), S. 21-41.
- Trager, G. L. (1974): Writing and writing systems. In: *Current trends in linguistics*, Vol. 12, 1974, S. 373-496.
- Whiteman, M.F., Hrsg. (1981): *Writing: The nature, development, and teaching of written communication*, Vol. 1, Hillsdale, N.J.: Erlbaum.

Spoken language - written language

Summary

It is shown that most features of written language and written communication derive from a small set of general characteristics, in particular visuality, time behaviour, lack of situational information and degree of standardization. The social impact of writing is less due to the additional communicative possibilities which it creates but to its capacity as an „external storage“ of knowledge and cognitive processes.